

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich darf Sie alle im Namen der LWL Koordinationsstelle Sucht ganz herzlich zu unserer 27. Jahrestagung zum Thema

**Krise als Chance** ganz herzlich begrüßen.

Ich freue mich wie immer über die große Teilnehmerzahl, die sicherlich auch der Tatsache geschuldet ist, dass wir heute ein nicht nur in der Suchthilfe aktuelles Thema ansprechen, nämlich die unbestreitbar vorhandene Wirtschaftskrise sowie deren Auswirkungen auf unsere gesamte Gesellschaft und damit natürlich auch auf unsere/Ihre Arbeit.

Klar ist, wir müssen uns den daraus resultierenden Problemen stellen.

Die Frage ist nur – und das macht uns alle ja etwas hilflos – welchen eigentlich, denn bisher hat es ja durch das Hineinpumpen von Milliardensteuergeldern in den Wirtschaftskreislauf den Anschein als würde alles so weiterlaufen wie bisher?

Also Kopf in den Sand, abwarten bis der Sturm sich gelegt hat und darauf hoffen, dass die sturmerprobten Lobbyisten der Suchthilfe uns vor Veränderungen bewahren?

Meine Damen und Herren,

ich bin ganz sicher, so wird es diesmal nicht funktionieren.

Dass das Gefahren- und Veränderungspotential diesmal ein ganz anderes ist, ergibt sich bereits aus einigen Äußerungen nicht ganz unwichtiger Personen, zum Teil leider auch solcher, die die Wirtschaftskrise nutzen wollen um schon lange zuvor gehegte Vorstellungen endlich realisieren zu können.

So hören wir vermehrt Verlautbarungen wie etwa, der Staat müsse nun allen überflüssigen Ballast abwerfen, sich auf seine Kernaufgaben beschränken (ein Minister mit einem etwas verharmlosenden schwäbischen Namen).

Oder wie ich neulich in einem Kommentar in der Süddeutschen Zeitung las:

Der Staat muss überall seine Ausgaben streichen und kürzen und nur noch Geld dorthin geben wo Wachstum entstehen kann(das gibt's natürlich in unserer Branche auch, allerdings nicht so wie vom Redakteur gedacht).

Nach dem ersten Ärger über all diesen Unsinn habe ich mir dann doch die Frage gestellt, ob wir, d.h. die Suchthilfe zum abzuschaffenden Ballast oder aber zu den Kernaufgaben des Staates gehören.

Die Antwort ist jedenfalls für mich klar:

Die Suchthilfe gehört ebenso, wie der Kinder- und Jugendschutz, die Gewalt- und Kriminalitätsbekämpfung, die soziale Sicherung der Bürger, die Gewährleistung einer lebenswerten und auf Chancengleichheit abzielenden Infrastruktur zu den staatlichen Pflichtaufgaben oder wie es auch heißt zur Daseinsvorsorge des Staates.

Dies gilt nach meinem Dafürhalten um so mehr, wenn gefährdendes bzw. gefährliches Verhalten der Bürger – egal ob verschuldet oder unverschuldet – in hohem Maße vom Staat selbst verursacht und zum Teil gefördert wird (Steuereinnahmen).

Ich denke hier vor allem an die Suchtmittel konsumierenden Jugendlichen, ein Problem das immer mehr an die Öffentlichkeit dringt.

Drogen, vor allem legale, gehören zum Alltag vieler Jugendlicher und junger Erwachsener.

Dabei ist Alkohol für die Jugendlichen mittlerweile die Partydroge Nummer 1.

Der Trend zum exzessiven Trinken, dem binge drinking, aber auch zum Rausch- und Komatrinken auf den sog. Flatrate-Parties ist ungebrochen.

Daneben stellen auch illegale Drogen noch immer einen besonderen Reiz dar.

Auch hier steht für mich die Pflicht des Staates, präventive, beratende aber auch suchtbeendende oder ob mildernde Angebote vorzuhalten außer Frage.

Darüber hinaus gibt es weitere Problembereiche, die auf Antworten warten.

Nennen möchte ich hier nur die Stichworte Glückspiel- und Mediensucht oder den Suchtmittelkonsum im Alter also Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit.

Gerade bei letzterem wird noch allzu häufig die Meinung vertreten, man solle dies nicht dramatisieren.

Dabei wird häufig übersehen, dass der Missbrauch zu Persönlichkeitsveränderungen führt und Verwahrlosungen drohen, die zu großen Belastungen nicht nur der nahestehenden Personen sondern auch der Pflegekräfte in den Alten- und Pflegeeinrichtungen führen.

Ich verweise insoweit auch auf den 3. NRW-Kooperationstag, der sich in diesem Jahr schwerpunktmäßig mit diesem Thema befasst und festgestellt hat, dass wir auf die Auswirkungen dieses Aspekts der demographischen Entwicklung noch viel zu wenig eingestellt sind.

Neben adäquaten Hilfen- und Behandlungskonzepten fehlt es insbesondere an Konzepten der Prävention 50 plus.

Sie sehen meine Damen und Herren, es gibt gesamtgesellschaftliche Aufgaben in Hülle und Fülle für die Suchthilfe, die vom Staat unterstützt werden müssen will er nicht die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft aufs Spiel setzen.

Sie werden sich wahrscheinlich spätestens jetzt fragen, wo denn bei diesem Sachverhalt, nämlich:

Immer mehr Aufgaben, nun die Krise und daraus folgend die Chancen für die Suchthilfe, liegen sollen?

Zunächst zur Krise:

Wir werden in diesem und in den kommenden Jahren ein bisher nicht erlebtes Wegbrechen von Steuereinnahmen auf allen Ebenen (Bund, Länder, Kommunen, Kirchen) erleben.

Das bedeutet: Nicht der Bestand unserer Arbeit wird in Frage gestellt werden, aber:

Für Mehraufgaben wird es nicht mehr Geld geben, für gleiche Aufgaben weniger und alles wird auf den Prüfstand gestellt, vor allem Effizienz (Aufwand und Ertrag) und tatsächliche Wirksamkeit unserer Arbeit.

Wir alle werden in den kommenden Jahren (einige sind es bereits) unter einen in dieser Härte bisher noch nie da gewesenen Legitimationsdruck kommen und manch eine(r) wird dies nicht überstehen, zumindest dann, wenn sie/er nicht in der Lage ist, bestehende Zweifel an der Wirksamkeit unserer Arbeit zu beseitigen.

Es wird also nicht nur Schwimmbäder, Theater und sonstige freiwillige Leistungen treffen, sondern diesmal auch staatliche Pflichtaufgaben wie die unsrigen.

Meine Damen und Herren, um es ganz deutlich zu sagen, die Krise hat die Suchthilfe erreicht, sie ist da, wir werden uns den Auswirkungen nicht entziehen können.

Was bedeutet dies nun, oder besser gefragt im Thema unserer Veranstaltung: Welche Chancen bieten sie uns?

Bevor ich darauf konkret eingehe, gestatten Sie mir zunächst noch einige allgemeine Ausführungen.

Wie Sie wissen, stammt die Formulierung „Krise als Chance“ eigentlich aus der Therapie.

Ich habe mal ein wenig „gegoogelt“ (die letztjährige Tagung zur Online-Beratung hat mich offensichtlich angeregt) und festgestellt, dass in der Wissenschaft ganz überwiegend von 4 Phasen ausgegangen wird.

**1. Phase:** Nicht wahr haben wollen, leugnen des Problems.

**2. Phase:** Aufbrechende, chaotische Emotionen, wie Schmerz, Wut, Angst, Suche nach dem Schuldigen, Zweifel am Selbstwert und der Kompetenz.

Dabei ist wichtig – so die Wissenschaft – das Chaos der Emotionen auszuhalten und nicht zu verdrängen.

Allgemein wird davon ausgegangen, dass am Ende der 2. Phase die Krise ihren Höhepunkt erlebt.

**Die 3. Phase:** ist dann die des Suchens, Findens und Trennens.

Bzw. der Versuch, den Verlust durch etwas anderes zu ersetzen, weil man beginnt, den Sinn des Verlustes zu verstehen und das Geschehene akzeptiert.

Nun beginnt man – so jedenfalls die Lehre – Freude und Erleichterung zu empfinden.

Es folgt die **4. und letzte Phase:** Mit dem Loslassen des Schmerzes

- Dem Entstehen neuer Werke
- Dem Ausprobieren neuer Verhaltens- und Erlebnisweisen

Soweit zum Idealverlauf einer Krise.

Allerdings ist dies alles natürlich nicht zwingend, denn wie bereits aufgeführt gibt die Krise nur eine Chance.

Ob am Ende tatsächlich eine Änderung, Verbesserung, ein Erfolg steht, hängt natürlich ganz wesentlich davon ab, wie der Patient reagiert und agiert.

Wie sieht es nun bei der Suchthilfe aus?

Ich denke, dass wir die 1. Phase, leugnen des Problems, eigentlich überstanden haben sollten.

Insoweit genügen eigentlich der Blick in Medien und der gesunde Menschenverstand.

Letzterer ist leider allerdings in der Krise manchmal ausgeblendet.

Ich denke, wir befinden uns in der 2. Phase, die geprägt ist von Emotionen wie Schmerz, Wut, auch Angst, möglicherweise auch Zweifel am Selbstwert und der Kompetenz, wenn man immer wieder gefragt wird, was kommt eigentlich bei ihrer Arbeit heraus.

Meine Bitte und Hoffnung allerdings, sich nicht zu lange mit dieser Phase aufzuhalten, sondern den Krisenhöhepunkt so schnell wie möglich überwinden und in die 3. Phase einzutreten, die des Suchens, Findens und Trennens.

Ich weiß, dass ist einfacher gesagt als getan, denn tatsächlich ist es nicht einfach, in schwierigen Zeiten noch Chancen der Weiterentwicklung zu sehen.

Zudem bedeutet Weiterentwicklung für viele Fachrichtungen und –dienste schlicht „Optimierung“, d. h. in immer kürzerer Zeit mehr und Besseres leisten.

Wir alle wissen, das stößt irgendwann an Grenzen, „burn out“ und zunehmender Frust sind die Folge.

Es kann daher m. E. nicht um weitere Optimierung gehen, vielmehr steht – und dies ist auch meine / unsere zentrale Botschaft - ein System und Musterwechsel an, wollen wir nicht Stagnation und Rückschritt riskieren.

Wir müssen daher hinterfragen, ob alle Dinge nur so und vor allen Dingen auch so weitergemacht werden können und dürfen.

Im Sport gibt es ja dazu ganz gute Beispiele. So wurde etwa im Hochsprung, immer dann wenn Stagnation eintrat oder drohte, ein neuer Stil entwickelt.

Einige werden sich vielleicht noch erinnern:

Ursprünglich gab es den Scherensprung, dann den Staddle (man rollte sich über die Latte) und schließlich den heute noch praktizierten Fosburyflop, der zunächst verlacht und nicht ganz ernst genommen wurde, dann aber einen enormen Entwicklungsschub führte.

Was könnte dies für die Suchthilfe bedeuten?

Natürlich kann ich, können wir Ihnen hier und heute nicht das „Ei des Kolumbus“ bieten, aber ich möchte hier doch einige wenige Fragen stellen:

- Ist etwa die präventive Arbeit richtig aufgestellt? Muss nicht vielleicht die „Settingorientierung“ (Schule, Sport Arbeitsplatz etc.) durch eine mehr milieubezogene Strategie bzw. Sichtweise abgelöst werden?
- Sollte es nicht auch gemeinsame Planungen und verbesserte Kooperationen mit anderen Systemen wie Jugendämtern, Gesundheitsämtern, den Schulen oder etwa der Behindertenhilfe geben?

Müssen tatsächlich – wie dies manchmal der Fall ist - an einem Ort 2 / 3 Suchtberatungsstellen unterschiedlicher Träger sein und wäre es nicht sinnvoll aus der Vielzahl der Präventionsprojekte (bei prävent allein fast 400) mal wirklich nur einige wenige herauszusuchen, sie zu evaluieren und dann auch nur die, deren Wirksamkeit tatsächlich nachgewiesen ist, auch weiterhin anzuwenden.

- Kommt nicht das bisher weitgehend praktizierte Spezialistentum an seine Grenzen? Werden wir nicht mehr Selbsthilfe und auch Ehrenamt einbeziehen müssen?
- Haben wir in der Vergangenheit nicht zu sehr die Intervention in den Vordergrund gestellt und darüber die Zugänge zu bestimmten Gruppen etwa den sog. Bildungsfernen und den Migranten vernachlässigt mit der Folge, dass wir diese Klientel nicht entsprechend ihrem Gefährdungspotential ansprechen.

Und:

Wie haben wir eigentlich die Eltern von jungen Drogenabhängigen einbezogen? Wir beklagen immer wieder, dass sie für das Verhalten Ihrer Kinder zumindest mitverantwortlich sind. Welche Unterstützung und konkrete Hilfen bieten wir hier eigentlich an, welche Konzepte gibt es?

Meine Damen und Herren,

bezüglich der beiden letzten Fragestellungen verweise ich – sie gestatten mir den kurzen Werbeblock – auf die von der KOS entwickelten Projekte.

So wurden in den Projekten Fred (Frühintervention bei erst auffälligen Drogenkonsumenten) und Sekundäre Suchtprävention von Spätaussiedlern in Münster neue Ansätze der Zugänge zu den kritischen Gruppen erprobt, entwickelt und evaluiert, die meines Erachtens durchaus geeignet sind vielleicht auch Ihre Arbeit neu zu justieren.

Wichtige Erkenntnisse zu den genannten Problemstellungen erwarte ich auch von 2 Projekten deren Start unmittelbar bevorsteht:

Vor dem Hintergrund unserer positiven Erfahrungen mit dem Mehrebenenansatz, will heißen:

Arbeit mit dem Betroffenen, seinen Kontaktpersonen sowie den Eltern

haben wir gemeinsam mit 10 weiteren europäischen Ländern ein EU-Projekt unter dem Namen „Take Care“ bei der EU beantragt.

Wir werden ab Anfang 2010 versuchen, quartiersbezogen auf die Gruppe der jugendlichen Rausch- und Komatrinker/-innen gezielt Einfluss zu nehmen.

Einen weiteren großen Schwerpunkt setzen wir in den nächsten Jahren im Bereich der elterlichen Unterstützung.

So werden wir im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit gemeinsam mit der deutschen Hauptstelle für Suchtfragen entsprechende Zugangs- und Interventionsformen entwickeln und erproben.

Damit allerdings die Jugendhilfe dieses Thema nicht ganz der Suchthilfe überlässt, wie dies leider in der Vergangenheit oftmals geschehen ist, haben wir das Modellprojekt – mit leichten Varianten – auch noch einmal mit einigen Jugendämtern in Westfalen-Lippe vereinbart.

Standorte sind Paderborn, Dortmund, der Märkische Kreis und die Stadt Rheine.

Ich hoffe, wenn ich in 2 Jahren wieder zur Jahrestagung komme, Ihnen dann auch über die Ergebnisse berichten zu können.

Allerdings dies alles ist noch ein wenig Zukunftsmusik.

Ihre Anwesenheit auf dieser Tagung zeigt, dass Sie natürlich auch heute schon Antworten auf Ihre drängenden Fragen bekommen möchten.

Ich denke, dass wir mit den folgenden Vereinbarungen heute zwar nicht alle Fragen beantworten aber sicherlich wichtige Hilfestellungen für Ihre Arbeit / Ihre Entscheidungen geben werden können.

Ich begrüße ganz herzlich Herrn Alessandro Pirona, Vertreter der Abteilung Intervention, Recht und Politik der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Sucht in Lissabon, der in seinem Vortrag die Dimension der Krise auf die europäische Suchthilfelandchaft beleuchten wird.

Herzlich willkommen, Herr Pirona.

Danach geht es dann weiter mit der Sinus-Jugendmilieu-Studie U 27, die uns Einblicke geben wird in die Welten suchtmittelkonsumierender Jugendlicher und möglicherweise Anlass gibt, unsere Setting-Ansätze nochmals zu überdenken.

Dazu begrüße ich ganz herzlich Herrn Thomas Becker, nicht mehr aus Hamm sondern mittlerweile aus Soest, dort Geschäftsführer der Caritas.

Herzlich willkommen, Herr Becker.

Heute Nachmittag geht es dann weiter mit Vorträgen zur Bedeutung von Arbeit, Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrise im Kontext von Therapie und Rehabilitation sowie zur effektiven und effizienten Versorgung Suchtkranker in der Region.

Dazu begrüße ich ganz herzlich Herrn Jost Leune, u. a. Mitglied im Vorstand der Deutschen Hauptstelle gegen Suchtgefahren sowie

Herrn Rolf Hüllinghorst, Ihnen allen wahrscheinlich bekannt aus seiner Geschäftsführertätigkeit der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen.

Herzlich willkommen Herr Leune und Herr Hüllinghorst.

Meine Damen und Herren,

um zurückzukommen auf die Phasen der Krisenbewältigung und unseren Leitsatz:  
Krise als Chance

Ich bin sicher, wir werden Ihnen für die 3. Phase des Suchens, Findens und Trennens wichtige Anregungen geben können und ich würde mich natürlich freuen, wenn Sie heute Abend - entsprechend der Lehre - Freude und Erleichterung empfinden und damit die Grundlage für den Idealverlauf einer Krise schaffen, nämlich loslassen des Schmerzes, Entstehen neuer Werke und Ausprobieren neuer Verhalts- und Erlebnisweisen.

Danke!